

# KULTUR

## Musikfest Stuttgart

Was macht uns reich? Ein umfangreicher Besitz? Eine lange Liste an Wohltaten? Die sichere Spur langer Tradition? Oder die Frische eines Aufbruchs? Diese Fragen beschäftigen das Publikum bei einer Podiumsdiskussion und bei den ersten Konzerten der Gaechinger Cantorey.

# Über Werte, die man nicht kaufen kann

**Musikfest I** Die Stuttgarter Bachakademie ist im globalen Sog, ändert ihren Auftritt und diskutiert über den Reichtum. Von Mirko Weber

Gestärkt mit „Freudengeist“, wie es im Schlusschoral der Kantate „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut“ (BWV 113) heißt, standen die Mittagskonzertbesucher des Musikfestes in der Spätsommersonne vor der Stuttgarter Stiftskirche. Fast hätte man vergessen, von welchen finalen Lebensdingen zuvor sonst noch die Rede gewesen war. Bach vertont da: des Gottessohnes offene Wunden, unseren Todesschweiß und insgesamt das letzte Stündlein im Hemd ohne Taschen.

Mittendrin dann aber auch noch diese Frau. Auf den Knien rutschte sie über das Pflaster, mit einem Pappbecher in der



**„Es gibt keine Mäzene mehr, nur noch Sponsoren.“**

Museumschefin Christiane Lange

Hand. „Bitte“, sagte sie. Mehr nicht. Unvermittelt schob sich die Welt vor die Weihe und das Leben wieder vor die Kunst, mit der man sich die Wirklichkeit mitunter hübsch vom Leib halten kann. Oder das Dasein sublimer gestalten. „Hände, streuet Gutes aus!“ (BWV 168), sagte der Blick der Frau, und der ein oder andere gab dann doch eine kleine Münze.

Kurzer Exkurs: Im „Long Read“, einer Art Super-„Brücke zur

Welt“ des englischen „Guardian“, erinnert diese Woche John Harris (während er darüber sinniert, ob die europäische Linke eine Zukunft habe) an eine geradezu missionarisch entflammte Rede von Tony Blair zur Globalisierung. Sie stammt aus dem Jahre 2005, und wenn man sie noch einmal liest, ist man erschrocken darüber, mit welcher Eiseskälte der Vorsitzende einer ehemaligen Arbeiterpartei da, Fortissimo, die Zukunftsmelodie sang: Die sich verändernde Welt, prophezeite Blair, werde sich „nicht mehr um Traditionen scheren“, gebe nichts auf das Ansehen der Vergangenheit. Überleben würden alle, die sich, ohne Schwäche zu zeigen, schnell anpassten. John Harris erinnert sich an sein damaliges Gefühl beim Hören der Rede, von dessen Richtigkeit er auch noch heute überzeugt ist: „Most people are not like that.“ So sind die meisten Menschen nicht. Denn sie haben ja noch, großes Wort, eine: Seele.

Wenn man so will, setzt die Stuttgarter Bachakademie in diesem Jahr an ungefähr diesem Punkt beim Musikfest ein. Um auf dem Weltmarkt bestehen zu können – als

Marke, wie man hier sagen muss –, haben sich Chor und Orchester unter Hans-Christoph Rademann internationaler und flexibler besetzt und gleichzeitig auf Originalklang festgelegt. Das geht nicht ohne regionale Opfer ab, denn natürlich wohnen die Spezialisten nicht mehr alle ums Eck und neigen zur Großfamilienbildung.

Gleichzeitig wertet die Akademie die Tradition aber auch auf, indem sie diese noch ernster nimmt als bisher schon. Verbindungslinien werden betont, nicht gekappt. Gleichzeitig besteht Erklärungsbedarf (bei neuen alten Techniken und alten neuen Klängen), und Rademann und seine Leute sind sehr bemüht, den noch vorhandenen ideellen Reichtum im Publikum zu nutzen: Es sind zu meist Besucher mit großer Hörerfahrung (tendenziell ältere Semester), die zum einen bereit sind, noch einmal neu Erfahrungen zu machen, zum anderen auch Geld dafür ausgeben wollen. Eine bis unters Dach ausverkaufte Stiftskirche unter der Woche versteht sich lange nicht mehr von selbst.

„Reichtum“ in allen seinen möglichen Formen (und vor allem: wie er vergeht) ist

nicht von ungefähr das Thema in diesem Jahr. Was wird passieren, wenn Teile der noch stabilen Zuhörerschaft einmal nicht mehr da sind? Die alte Arbeitsgesellschaft der sozialen Moderne jedenfalls ist an ihr Ende gekommen, und das bedeutet gleichzeitig, wie in der L-Bank gesprächsweise der schwäbische Parteivorsitzende der Linken, Bernd Riexinger, festhalten sollte, dass die Zeiten, in der ebendiese Arbeit ein Garant war für soziale Sicherheit, vorbei sind. Und dann haben die Leute, selbst heute noch Interessierte, erst mal andere Sorgen als historisch korrekte Kantatenspflege. Womöglich.

Es dauerte ein wenig, bis der gut vermittelnde Moderator Wieland Backes die schillernde Besetzung der Gesprächsrunde um Riexinger herum, unter anderen die Oetker-Erbin und Ex-Landtagsabgeordnete Rosely Schweizer und Christiane Lange, Direktorin der Stuttgarter Staatsgalerie, an dem Punkt hatte, auf den er eigentlich hinaus wollte: Wenn der reiche Mäzen (pars pro toto: Ein Daimler-Vorstand, merkte Riexinger an, verdiene das Zwanzigfache

eines Facharbeiters) die Kunst fördert, wen fördert er da eigentlich? „Seinen“ armen Künstler, mithin eine Art illustren Privatbesitz? Lange hatte eine klare Antwort: Mäzene gebe es kaum noch (und wenn, wollten sie lieber gleich selbst ihr eigener Museumsdirektor werden). Sponsoren hingegen verlangten in der Regel „Gegenleistungen“.

Anders steht es mit dem rheinischen Unternehmerehepaar Michaela und Michael Wirtz, die der Internationalen Bachakademie das Geld zur Verfügung gestellt haben, um die 2013 in der Nähe von Riesa gefundene, nahezu kaputte Kastenoriel von Gottfried Silbermann (einem Zeitgenossen von Johann Sebastian Bach) durch die Orgelbauwerkstatt Kristian Wegscheider in Dresden nachbauen zu lassen. Die Wirtzens sind – wie der hiesige Unternehmer und Förderer Johannes Kärcher – der Meinung, dass es über den Weltwandel und das Geldverdienen hinaus noch etwas gibt, das sich nicht kaufen lässt: Spiritualität – und dass man ebendieser Spiritualität, je bewegter die Welt wird, Raum geben muss. Anlässlich einer anderen Schenkung hat Michael Wirtz daran erinnert, dass er es bis heute mit den Worten des aufrechten Protestanten und Presbyters Gustav Heinemann hält. Von dem stammt der unverändert gültige und Mut machende Satz: „Wer nichts verändern will, wird auch das verlieren, was er bewahren will.“

Sehr wertvoll und erstmals im Stuttgarter Konzerteinsatz: die in Dresden nachgebaute Truhenorgel im Stil der Bach-Zeit Foto: dpa



# Viel Weisheit, aber nichts davon gepachtet

**Musikfest II** Orchester und Chor bestehen auch die erste Feuerprobe mit Bach-Kantaten in der Stuttgarter Stiftskirche. Von Mirko Weber

Authentizität, schrieb der Dirigent, Cembalist und Organist Ton Koopman, zugleich Gründer und Leiter des Amsterdam Baroque Orchestra, sei begrifflich synonym geworden mit dem Musizieren auf alten Instrumenten und der dazugehörigen Kenntnis des damaligen Stils. Allerdings habe die Authentizität eine „unangenehme Nebenbedeutung“ im Sinne von „Wir haben die Weisheit gepachtet“. Natürlich sei das Unsinn.

Wie wenig man überhaupt irgendetwas gepachtet hat als Musiker, erläuterte eindrucksvoll die Oboistin Julia Ströbel-Bänsch im Stuttgarter Hospitalhof, ein paar Stunden bevor das neue Orchester unter Hans-Christoph Rademann in der Stiftskirche die Feuer- und Wasserprobe mit Bach-Kantaten zu bestehen hatte. Das Stuttgarter Publikum kennt Ströbel-Bänsch unter anderem als Mitglied des Bach-Collegiums unter Helmuth Rilling und war da gewöhnt an einen makellosen Oboenton, so wie die Instrumentalistin selber. Bei der Umstellung auf barockes Material allerdings, bekannte Ströbel-Bänsch,



Hoch konzentriert: Chor und Orchester der Gaechinger Cantorey beim Kantatenkonzert in der Stiftskirche Foto: Holger Schneider

sei ihr anfangs nicht mal eine normale C-Dur-Tonleiter gelungen. Die Anwesenden mussten lachen, aber man kann sich vorstellen: Richtig lustig gewesen ist es dann doch nicht. Andererseits, setzte die Oboistin hinzu, habe sie die Umstellung noch nicht einen Tag bereit, und wer sie hernach – und um ein Detail herauszunehmen – in der Kantate „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut“ (BWV 113) an der Seite der Kollegin Xenia Löffler vernahm, durfte innerlich nur ins Rühmen geraten. Wo die Intonation kein Drei-Viertel-Selbstläufer mehr ist, sind es ja gerade solche tänzerischen, fast abhebenden Passagen (wie in der Bassarie „Fürwahr, wenn mir das kömmt ein“ im 12/8-Takt), die leicht misslingen. Hier: keine Spur. Und vorne stand auch noch Andreas Wolf, ein wundersam differenzierender Bassbariton. Hans-Christoph Rademann musste an sich halten, um nicht schon zwischendurch allen zu applaudieren.

Dies übernahm hernach ausführlich das zahlreich angetretene Stuttgarter Publikum, woraufhin man wiederum von der Bühne her – nach den Kantaten BWV 168, 94 und, siehe oben, 113 – meinte, ein paar Steine herzhunter plumpsen zu hören: Ganz leicht bang war wahrscheinlich schon dem einen oder anderen vorher gewesen:

Würden die Stuttgarter, bei – sagen wir ruhig – ihrem Bach ebenso zustimmend einen Paradigmenwechsel akzeptieren wie am Wochenende zuvor bei Monteverdi, einem vergleichsweise urkatholischen Werk? Bitte: von Anfang an kein Problem, was nicht wenig an der Konzertmeisterin Nadja Zwiener lag, die in „Tue Rechnung! Donnerwort“ mit löwengleicher Entschlossenheit sprang – eine Kratzspur heftiger jedenfalls, als Rademann die Dinge angehen wollte. Entschlossenheit auf höchster Professionalitätsstufe wiederum ist etwas, das selbst jemandem imponiert, dem der prinzipiell kantige Originalklang noch nicht völlig einleuchtet. Wie von selbst rückt im Übrigen vor der klanglichen Klarheit das Wort wieder sehr in den Mittelpunkt, und so ist es ja auch recht.

Man kann, mit einem Wort vorerst vielleicht, mit diesen Ensembles enorm viel riskieren: dynamisch und artikulatorisch – und Grenzen sind erst mal nicht in Sicht. Schon bei der Vorstellungsprobe im Hospitalhof hatte man ein Gefühl, das nicht selbstverständlich ist, nämlich, dass die verschiedenen Gruppen fast begierig scheinen, miteinander in ein konstruktives, offenes Gespräch zu kommen. Sehr zu unserem Nutzen: Hören wir ihnen zu!